

Gehres, Walter

"Scheitern" von Pflegeverhältnissen - Ein Klärungsversuch zur Sozialisation in Pflegefamilien

ZSE : Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 27 (2007) 1, S. 73-87



Quellenangabe/ Reference:

Gehres, Walter: "Scheitern" von Pflegeverhältnissen - Ein Klärungsversuch zur Sozialisation in Pflegefamilien - In: ZSE : Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 27 (2007) 1, S. 73-87 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-56043 - DOI: 10.25656/01:5604

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-56043>

<https://doi.org/10.25656/01:5604>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, auführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

ZSE Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation Journal for Sociology of Education and Socialization

27. Jahrgang / Heft 1/2007

Schwerpunkt/Main topic

Die Wohlfahrt von Kindern in europäischen Ländern

Children's Welfare in European Countries

Editorial 3

Thomas Olk, Helga Zeiher

Die Wohlfahrt von Kindern in europäischen Ländern – Einführung in
den Themenschwerpunkt

*Children's Welfare in European Countries – Introduction to the Main
Topic* 5

An-Magritt Jensen

Children's Welfare – Ageing Europe

Wohlstand der Kinder – im alternden Europa 10

Tess Ridge

Children and Poverty across Europe – The Challenge of Developing Child
Centred Policies

*Kinder und Armut in Europa – Herausforderungen einer kindzentrier-
ten Politik* 28

Thomas Olk

Kinder im „Sozialinvestitionsstaat“

Children in the „Social Investment State“ 43

Helga Zeiher

Zeitwohlstand in der Kindheit

Time Welfare in Childhood 58

Beiträge

Walter Gehres

„Scheitern“ von Pflegeverhältnissen – Ein Klärungsversuch zur Sozia-
lisation in Pflegefamilien

Failure of Foster Care. An Essay on Socialization in Foster Families .. 73

Norbert Schreiber Zum Stichwort „Bündnis für Erziehung“: Erziehungsziele von Eltern und Erzieherinnen in Kindertageseinrichtungen <i>Catchword „Alliance for Education“: Educational Goals of Parents and Kindergarten Teachers</i>	88
--	----

Rezension/Book Review

Einzelbesprechungen

M. Joos über A.-M. Jense, A. Ben-Arieh et al. (Hrsg.) „Children’s Wel- fare in Ageing Europe“	102
K. Hurrelmann über M. Grundmann „Sozialisation. Skizze einer allge- meinen Theorie“	106

Aus der Profession/Inside the Profession

Veranstaltungskalender

University of Utrecht: „The 6th International Amsterdam Multilevel Con- ference“	109
Society for Research on Child Development: „Biennial Meeting of the Society for Research in Child Development“	109

Tagungsbericht

Tagungsbericht über die Fachtagung „Geschlechtergerechte Bildung und Erziehung vor und neben der Schule – vom Kindergarten bis zum Jugend- treff“	109
---	-----

<i>Call for Papers</i>	112
------------------------------	-----

<i>Vorschau/Forthcoming Issue</i>	112
---	-----

Walter Gehres

„Scheitern“ von Pflegeverhältnissen – Ein Klärungsversuch zur Sozialisation in Pflegefamilien

Failure of Foster Care. An Essay on Socialization in Foster Families

Im Folgenden stelle ich konzeptionelle Überlegungen über mögliche Gründe für eine nicht gelingende Unterbringung in Pflegefamilien an. Dieses Thema wird bisher eher als belastend und Autonomie einschränkend für davon betroffene Menschen konnotiert. Es geht um das scheinbare Nicht-Gelingen von biografischen Prozessen bzw. in Bezug auf die Sozialisation in einer Pflegefamilie, die vorzeitige Beendigung des Pflegeverhältnisses. Im Anschluss an eine neue Definition des Scheiterns werden strukturelle und milieubezogene Faktoren benannt, die eine vorzeitige Beendigung eines Pflegeverhältnisses fördern bzw. verhindern können. Es zeigt sich, dass „Scheitern“ letztlich eine Frage der Perspektive darstellt und einen ambivalenten Sachverhalt zum Ausdruck bringt. Dieser Begriff beinhaltet zwar Einschränkungen, aber gleichzeitig kann er auch Optionen für die weitere biografische Entwicklung eröffnen. Wenn die Pflegeeltern die doppelte Elternschaft akzeptieren können und die Verständigung mit dem Herkunftsmilieu suchen, dann sind die Chancen hoch, dass das Pflegekind in seiner Pflegefamilie Alternativerfahrungen bezogen auf die Beziehungsgestaltung, Bindungen und den Umgang mit Grenzen erleben kann. Dann ist die Unterbringung ein Erfolg.

Schlüsselwörter: Scheitern, scheiternde Pflegeverhältnisse, gelingende Pflegeverhältnisse, Pflegefamilie, Pflegekind, Herkunftsfamilie, Alternativerfahren, doppelte Elternschaft, Identitätsbildung Pflegekind, öffentliche Sozialisation

This article deals with the failure of foster care. In literature, failure is often seen as worse condition for autonomy and biographical developments. Basically it seems that less success in foster care and therefore short time spent in a foster family has a harming impact on the child's socialisation.

I suggest a new definition of less success in foster care. My results are based on an empirical study on socialisation and identity development in foster care at the sociological department of the university of Jena. It is possible to formulate structural and social factors for the failure and success in foster care. At least failure is a question of perspective and it is ambivalent. It could mean limitation and at the same time an option on biographical development. If foster parents were able to accept the fact, that there are two parents – birth and social ones – for the child and if they tried to understand the birth parents, the foster child would have better chances for her/his life and for making alternative experiences in the field of relationship, attachment and family boundaries. In this case you can say foster care is successful.

Keywords: failure of foster care, success of foster care, foster child, foster child identity, failure of social welfare, identity development of foster children

Einleitung

Im folgenden Beitrag geht es mir primär darum, konzeptionelle Überlegungen vorzustellen, die ich im Anschluss an Fallrekonstruktionen über die Sozialisa-

tion von Pflegekindern vorgenommen habe. Gelegentliche Verweise im Rahmen dieses Aufsatzes auf Ergebnisse dieser empirischen Studie am Institut für Soziologie an der Universität Jena dienen lediglich der Illustration der konzeptionellen Überlegungen. Bei dieser Arbeit handelt es sich um die ausführliche Analyse der Lebensgeschichten von sechs ehemaligen Pflegekindern, die bei der Erstbefragung zwischen 20 und 32 Jahre alt waren. Datengrundlage bildeten familiengeschichtliche Gespräche (Näheres zu diesem Verfahren, vgl. z. B. Hildenbrand & Peter, 2002, S. 247ff.) mit der jeweiligen Untersuchungsperson und seiner letzten Pflegefamilie, Einzelgespräche zuweilen auch mit den leiblichen Eltern, Geschwistern und anderen ehemaligen Betreuungspersonen, Expertinnengespräche und eine Gruppendiskussion mit Pflegekindern, leiblichen Kindern und Adoptivkindern. Die Auswertung erfolgte gemäß dem sozialwissenschaftlichen Verfahren der Fallrekonstruktion, das auch eine ausführliche Genogrammanalyse sowohl des Herkunftsfamilienkontextes als auch der Pflegefamilie einschließt. Bei der fallrekonstruktiven Forschung geht es um „die empirische Strukturerschließung menschlicher Lebenspraxis ... das Erkennen der einer sozialen Erscheinung („Fall“) zugrunde liegenden Struktureigenschaften“ (Kraimer, 2000, S. 23). Damit wird eine am empirischen Fall gewonnene Fallstruktur ermittelt, die gleichermaßen die allgemeinen Muster bzw. den konkreten Fall transzendierenden Aspekte als auch die Besonderheiten, das Fallspezifische in den Blick nehmen kann (vgl. hierzu z. B. auch Hildenbrand, 2005). Für den sich entwickelnden Theoriebildungsprozess sind beide Seiten der Fallstruktur von Wichtigkeit. Diese allgemeinen Angaben müssen im Rahmen dieses Aufsatzes genügen; eine ausführlichere Darstellung der Studie und deren Ergebnisse sind an dieser Stelle nicht möglich. Erste Ergebnisse der Studie wurden veröffentlicht bei Gehres (2005); eine Monografie ist darüber hinaus in Vorbereitung.

Das Anliegen, das ich mit diesem Aufsatz verfolge, besteht darin Überlegungen anzustellen, wie die bisherige, meiner Auffassung nach eingeschränkte Vorstellung von „scheiternden Pflegeverhältnissen“ erweitert werden kann und damit ein differenzierteres Verständnis von nicht gelingenden und gelingenden Sozialisations- und Identitätsbildungsprozessen in Pflegefamilien möglich wird. Zunächst bietet es sich an, den Begriff des „Scheiterns“ etwas genauer zu betrachten.

1. Der Begriff des „Scheiterns“

„Scheitern“ ist ein relationaler, kulturabhängiger, historisch variabler und normativer Begriff. Daher sprechen Morgenroth und Schaller (2004) davon, dass „in vielen Situationen des Lebens Scheitern eine Frage der Perspektivität“ (ebenda, S. 186) darstellt. In der soziologischen Handlungstheorie wird zwischen absolutem und temporärem Scheitern unterschieden, wobei unter „absolutem Scheitern“ der Grenzfall im Sinne einer Negation von Handlungsfähigkeit verstanden wird. Das entspricht z. B. der Variante des anomischen Selbstmordes im Sinne Durkheims. In der Bewältigung von Lebenspraxis ist das temporäre Scheitern daher die Regel; man könnte im Sinne der Sozialisierungstheorie von Oevermann (2004) davon sprechen, dass erst die Krise und damit das graduelle Scheitern neue Orientierungen und Handlungsoptionen ermöglicht. Jede bewältigte Krise erweist sich dann als eine Form der „Scheiternsbewältigung“ (Junge, 2004, S. 16) und bildet die Grundlage für die Entstehung von Handlungsroutrinen. Damit ist der Ansatz von Oevermann beeinflusst von der Tradition der pragmatischen Handlungstheorie, insbesondere Meads (2005; vgl.

auch Joas, 2000). Handeln steht in dieser soziologischen Tradition für das Problemlösen. „Scheitern ist in diesem Sinne eine notwendige Voraussetzung und Durchgangsstation für Handeln“ (Junge, ebenda, S. 19-20). Junge weist darauf hin, dass sich in der bisherigen soziologischen Theorie (vgl. ebenda, S. 18ff.) weitere theoretische Ansätze finden lassen, die implizit Scheitern in unterschiedlicher Form behandeln und in ihre Konzepte integrieren, aber beschränkt auf das temporäre Scheitern. „Insgesamt erscheinen Ordnung und Struktur in gesellschaftlicher, gesellschafts- und erkenntnistheoretischer Hinsicht als notwendig, das Programm der Soziologie als einer Ordnungswissenschaft also mit scheinbar guten Gründen gerechtfertigt. Aber: Strukturlosigkeit und Entstrukturierung kann man vor diesem Hintergrund nur schlecht zum Thema machen.“ (Junge, ebenda, S. 28-29)

Scheitern als begriffliches Konstrukt verweist offenbar auf soziale Zusammenhänge, deren Wirkungsmechanismen und Entwicklungsdynamik nur bezogen auf konkrete Sachverhalte näher bestimmt werden können. Daher ist es erforderlich, wenn man z. B. von „scheiternden Pflegeverhältnissen“ spricht, zentrale interaktive und biografische Zusammenhänge näher zu beleuchten, indem man die Sozialisationsprozesse von Pflegekindern näher untersucht. So gelingt es am ehesten, eine Heuristik des Scheiterns von Pflegeverhältnissen zu entwickeln. Die im Folgenden formulierten Überlegungen zum Scheitern von Pflegeverhältnissen haben daher den Stellenwert von heuristischen Prinzipien, d. h. sie sind als vorläufige und immer wieder am konkreten Einzelfall zu überprüfende Hinweise zu verstehen.¹

2. Scheitern von Pflegeverhältnissen

Neben der stationären Erziehungshilfe (Heimerziehung) ist die Unterbringung von Kindern und Jugendlichen außerhalb ihrer Herkunftsfamilie im Rahmen von Pflegeverhältnissen die zweite Variante der Fremdunterbringung. Dabei können heterosexuelle, seltener auch gleichgeschlechtliche Paare sowie Einzelpersonen die Kinder in ihren Haushalt aufnehmen und auf der Grundlage eines in der Regel jährlich zu verlängernden Vertrages mit der Jugendhilfebehörde die weitgehende Versorgung, Betreuung und Erziehung der Kinder übernehmen. Für diese Dienste erhalten die Pflegepersonen eine finanzielle Aufwandsentschädigung und ein regional unterschiedlich hohes Pflegegeld, ebenfalls dazu kommend das Angebot beraterischer sowie supervisorischer Unterstützung. Im Unterschied zu Adoptionen bleiben die davon betroffenen Kinder und Jugendliche auch rechtlich an ihre Ursprungsfamilie gebunden und können prinzipiell auch wieder zu ihrer Herkunftsfamilie zurückkehren, wenn deren Lebensbedingungen sich verändern und sie für die Versorgung ihrer Kinder unter Beachtung des „Kindeswohles“² (wieder) selbst aufkommen können.

1 Eine Monografie zu der Studie über die Sozialisation und Identitätsbildung von Pflegekindern ist in Vorbereitung. Für wertvolle Anregungen danke ich Prof. Hildenbrand und Studentinnen und Studenten sowohl der Universität Jena als auch der Hochschule Neubrandenburg.

2 Der in Berufsfeldern der Jugendhilfe häufig verwendete Begriff des „Kindeswohles“ ist ein historisch variabler und rechtsunbestimmter Begriff und daher kann der damit gemeinte Sachverhalt nur fallbezogen bestimmt werden (vgl. z. B. Nave-Herz, 2003, S. 75ff.).

In Deutschland wuchsen im Jahr 2000³ ca. 70.000 Kinder und Jugendliche in Kinderheimen und ca. 39.000 in Pflegefamilien⁴ auf. Dabei handelt es sich um knapp 1,2 % aller Kinder und Jugendlichen unter dem 18. Lebensjahr (vgl. z. B. Nave-Herz, 2004, S. 65) bundesweit. In der Schweiz leben ca. 7.500 und in Österreich ca. 4.500 Kinder und Jugendliche gegenwärtig in Pflegefamilien.⁵

Hinsichtlich der Thematik des „Scheiterns von Pflegeverhältnissen“ hat sich in der sozialpädagogischen Literatur und Praxis ein eher formales Verständnis von Scheitern etabliert. Demnach spricht man von Scheitern, wenn ein Pflegeverhältnis früher als im Hilfeplan vorgesehen beendet wird; es kommt zum „Abbruch“ des Pflegeverhältnisses. „Allgemein wird man unter einem Abbruch des Pflegeverhältnisses einen Prozess zu verstehen haben, an dessen Ende die ‚Aufkündigung‘ des gemeinsamen Lebens steht. Eine solche Aufkündigung kann vom Sozialen Dienst ausgehen, weil er das Pflegeverhältnis für nicht mehr tragfähig hält und nicht mehr dem Wohl des Kindes entsprechend („Herausnahme“), weil sich die Pflegeeltern mit der Betreuung des Kindes oder mit der Gesamtsituation überfordert sehen und seine weitere Betreuung verweigern („Rückgabe“) oder weil sich das Pflegekind selbst weigert, weiterhin in der Pflegefamilie zu bleiben und aktiv die Beendigung des Pflegeverhältnisses betreibt („Weggang““ (Blandow, 2004, S. 142).

In dieser formalen Bestimmung des Scheiterns liegt ein Widerspruch zu strukturellen Ausgangslagen von Pflegeverhältnissen, die immer zeitliche Befristungen einschließen. Deshalb ist es sinnvoll, eine andere Definition des Scheiterns vorzunehmen, die die strukturelle Vorläufigkeit von Pflegeverhältnissen berücksichtigt. Unter Scheitern von Pflegeverhältnissen ist demnach der nicht gelingende Versuch zu verstehen, den Sozialisationsprozess von Pflegekindern mithilfe der Unterbringung in Pflegefamilien so zu rahmen, dass eine für das Kind attraktive Alternative zum Herkunftskontext geschaffen wird. In diesem Falle kann während des gemeinsamen Zusammenlebens in der Pflegefamilie kein dauerhafter Einfluss auf den Identitätsbildungsprozess des Pflegekindes hergestellt werden. Infolgedessen ist die Beendigung des Pflegeverhältnisses mit der Option eine andere Form der Unterstützung für das Pflegekind zu wählen, eine Chance, um diesen sozialisationsfördernden Rahmen zu schaffen. Die Beendigung der Pflegebeziehung ist eine Form des temporären Scheiterns und damit eine Form der Problemlösung, die immer zugleich Optionen einschränkt und neue eröffnet.

Die Ursachen für die nicht gelingende sozialisatorische Neuorientierung in der Pflegefamilie können dabei allerdings sehr vielfältig sein: Es kann zusammen-

3 Die Bestandserhebungen des Statistischen Bundesamtes in Wiesbaden werden für Hilfen zur Erziehung außerhalb des Elternhauses bisher nur alle fünf Jahre jeweils am 31.12. des entsprechenden Jahres erhoben.

4 Dabei ist die geschlechtsbezogene Verteilung bei Pflegeverhältnissen in etwa gleich groß (laut Statistischem Bundesamt 19.325 betroffene Mädchen und 20.032 betroffene Jungen im Jahre 2000).

5 In der Schweiz gibt es keine Kinder- und Jugendhilfestatistik. Die Zahl von 7.500 beruht auf Hochrechnungen auf der Grundlage von Erhebungen in einzelnen Kantonen. In Bezug auf Österreich stammen die Angaben vom Österreichischen Statistischen Zentralamt von 1996.

hängen mit der Art und Weise, wie die beteiligten Akteure – wesentlich leibliche Eltern, Pflegeeltern, Jugendhilfebehörde, das Pflegekind – miteinander umgehen und ihre Beziehungen auf der Basis ihrer Milieus und Strukturbedingungen gestalten. Auch hier gilt, dass letztlich nur über die Analyse des Einzelfalls konkrete Zusammenhänge und Ergebnisse ermittelt werden können.

3. Das prekäre rahmende System Pflegefamilie

Der Begriff des „Rahmens“ ist in der Soziologie und systemischen Theorie mittlerweile ein gängiger Begriff (vgl. z. B. Welter-Enderlin u.a., 2004, S. 44ff.). Man bezeichnet damit Organisationsmuster von Erfahrungen und Ereignissen. Sie dienen sowohl der subjektiven Orientierung in Handlungssituationen (geben Antworten auf die Frage Goffmans „Was geht hier vor?“) als auch der Entwicklung von neuen Handlungsmustern. Im Kontext von Pflegeverhältnissen ist das Konzept der affektlogischen Rahmung von Welter-Enderlin und Hildenbrand (1998 und ebenda, S. 48ff.) besonders interessant, weil es hier um „die Koppelung von zwei Systemen, einem instabilen Klientensystem, das sich im (oft von Chaos gekennzeichneten) Wandel befindet, und einem stabilen Therapeutensystem, das leitend positioniert ist“ (ebenda, 2004, S. 54) geht.

Übertragen auf das Verhältnis von Herkunftsfamilien und Pflegefamilien haben die Letzteren die Funktion des rahmenden Systems, während die Herkunftsfamilien dem instabilen Klientensystem bzw. dem gerahmten Familiensystem entsprechen. Der Pflegefamilie als rahmendem System fällt die zentrale Aufgabe zu, gegenüber dem Herkunftssystem stabilere Sozialisationsstrukturen zu entwickeln und Solidarität im Modus des Als-ob zu ermöglichen (vgl. hierzu Gehres, 2005), d. h. ihr vertragsgemäß begründetes Zusammenleben mit dem Pflegekind so zu gestalten, als ob es sich bei der Familienform und Sozialisationspraxis der Pflegefamilie um eine leiblich-konstituierte Familie handeln würde.

Das Ziel der Sozialisation in der Pflegefamilie besteht dann primär darin, anstelle von Konkurrenzbeziehungen oder gar Kontaktabbruch gegenüber dem gerahmten Herkunftsfamiliensystem ein „Fließgleichgewicht (Metastabilität) zu erzeugen, welches mit der Zeit eine neue Ordnung des Denkens, Fühlens und Handelns ermöglicht“ (Kriz, 1997, zitiert bei Welter-Enderlin u. a., ebenda, S. 56). In der Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunftsgeschichte und dem Faktum, neben den biologisch-sozialen auch noch soziale Eltern zu haben, liegen Möglichkeiten für Identitätsbildungsprozesse, die in der bisherigen Forschung in diesem Feld zu wenig beachtet wurden. Wenn es Pflegefamilien als rahmende Systeme nicht gelingt, ein alternatives Sozialisationsmilieu für ihre Pflegekinder zu entwickeln, dann wird in der Regel das Pflegeverhältnis vorzeitig beendet und eine alternative Unterbringung oder die Rückkehr in das gerahmte System erfolgen. Die Gründe können dabei im Kern auf drei sozialisatorische Bereiche zurückgeführt werden:

1. *Die Ebene der Strukturen sozialisatorischer Interaktion.* Hier geht es um die Nicht-Anerkennung der doppelten Elternschaft als Konstitutionsbedingung von Pflegeverhältnissen und die daraus sich ergebenden Folgen für die Beziehungsgestaltung zu allen beteiligten Akteuren (insbesondere Herkunftskontext und Jugendhilfebehörde) sowie eigene Erwartungen und Grundeinstellungen der Pflegepersonen gegenüber dem Pflegeverhältnis.

2. *Die Ebene des pflegefamilialen Milieus* bzw. der Bedeutung außerfamiliärer Sozialisationseinflüsse. Das Milieu der Pflegeeltern kann wenig oder gar keine Impulse für den Identitätsbildungsprozess des Pflegekinde bewirken und damit kommt es zu keinen Alternativerfahrungen des Pflegekinde.
3. *Die Ebene der herkunftsfamilialen Sozialisationseinflüsse.* Die loyale Bindung an die Herkunftsfamilie ermöglicht dem Kind nicht, sich gegenüber dem alternativen Beziehungsangebot der Pflegeeltern zu öffnen.

3.1 *Strukturen sozialisatorischer Interaktion*

Die zentrale Aufgabe von Pflegefamilien besteht darin, auf der Grundlage eines Pflegevertrages und Hilfeplanes familienähnliche bzw. diffuse Sozialbeziehungen in Form von Ersatztriaden auf vertragsmäßiger Grundlage zu organisieren. Familienähnlich deshalb, weil Pflegefamilien die strukturellen Merkmale von Familien, wie sie von Parsons (1981) und Oevermann (1996) herausgearbeitet wurden, nicht erfüllen können, selbst wenn sie es wollten. Demnach zeichnen sich familiäre Beziehungen durch eine lebenslange Zugehörigkeit der Mitglieder, die Nicht-Austauschbarkeit des Personals und besondere Solidaritätsverhältnisse aus. Es handelt sich dabei um die leiblich-soziale Fundierung, ein hohes Maß an affektiver Bindung und Belastbarkeit sowie einem hohen Grad von wechselseitigem Vertrauen. Diese Merkmale dürfen nicht mit der tatsächlich vorfindbaren, empirisch zugänglichen Realität konkreter Familien verwechselt werden. Die Strukturen sozialisatorischer Interaktion verkörpern vielmehr den Stellenwert von Konstitutionsbedingungen für Autonomiefähigkeit, die sich als besonders funktional erwiesen haben. Die triadische Struktur der primären Sozialisationsinstanz Familie und das in allen bekannten Gesellschaften verbreitete Inzesttabu als konstitutive Regel von Sozialität (vgl. z. B. Levi-Strauss, 1984; Wagner, 2004, Band 1) garantieren am ehesten das Erleben von Ein- und Ausschlussprozessen (vgl. z. B. Buchholz, 1993) innerhalb der familialen Dyaden sowie die Erfahrung von Ambivalenz aufgrund der Doppelfunktion des Vaters bzw. des symbolischen Dritten (vgl. z. B. Lang, 1986, S. 203ff.). Dieser ist für das Kind in modernen Gesellschaften zugleich Repräsentant gesellschaftlicher Normen und Werte und affektiv nahe stehende zentrale Bezugsperson bzw. versagende Autorität und gewährender „Spielkamerad“ zugleich. Das familiäre Milieu repräsentiert eine basale Qualität für Identitätsbildungsprozesse insofern, als hier eine „zweckfrei sich reproduzierende Reziprozität“ (Wagner, ebenda, S. 59) erlebt werden kann. Das Ziel der Sozialisation ist die Erlangung von Autonomie, damit sind in erster Linie Sinnstiftungs- und Handlungsfähigkeit zur Gestaltung eines weitgehend selbstbestimmten Lebens gemeint, auf der Grundlage eines dialektisch gedachten Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft. Entscheidend ist dabei die normative Kraft der Strukturmerkmale hinsichtlich der Gestaltung des Zusammenlebens in diffusen Kontexten, die auf der Grundlage leiblicher Herkunft ein hohes Maß an wechselseitiger Verbindlichkeit, Orientierung und Vertrauen zum Ausdruck bringen. Wo diese leibliche Herkunft nicht gegeben ist, wie etwa in Stieffamilien, sehen diese sich vor die Aufgabe gestellt, nach innen fallangemessen geeignete Formen des Zusammenlebens auf der Grundlage der gegebenen quasi-universellen Strukturmerkmale zu finden. Nach außen müssen sie ihre Lebenspraxis gegenüber Instanzen der sozialen Kontrolle legitimieren. Pflegefamilien sind hingegen durch die Austauschbarkeit des Perso-

nals, keine lebenslange Zugehörigkeit, keine leiblich-soziale Fundierung auf der Generationenachse, der Vermischung von diffusen und berufsförmigen Sozialbeziehungen sowie dem Vorhandensein von idealerweise zwei Elternpaaren charakterisiert (vgl. Gehres, 2005, S. 249ff.).

Diese grundsätzlichen Unterschiede zwischen dem Herkunfts- und Pflegefamiliensystem sind auch für das Verständnis der hier erörterten Thematik des Scheiterns von Pflegeverhältnissen sehr aufschlussreich, weil Pflegebeziehungen nicht auf die Strukturmerkmale von Familien rekurrieren können und damit – strukturell betrachtet – ein geringes Maß an Stabilität aufweisen. Dennoch können Pflegefamilien – das belegen auch unsere Fallrekonstruktionen – einen hohen Grad an Stabilität entwickeln, aber die Sollbruchstelle ist in der Regel schneller erreicht als in der leiblich fundierten Familie. Bei eskalierenden Problemen können die betreuten Pflegekinder im wahrsten Sinn des Wortes – aufgrund der Austauschbarkeit des Personals und der nicht vorhandenen lebenslangen Zugehörigkeit – an die Jugendhilfebehörde zurückgegeben oder durch das Jugendamt entzogen werden. Diese Option haben leibliche Eltern nicht.

Im Kontext der Frage nach dem Scheitern der Unterbringung in einer Pflegefamilie lassen sich – differenzierter betrachtet – mindestens drei strukturelle Kriterien für Scheitern in Form von heuristischen Prinzipien bzw. Leitlinien für die Analyse erkennen, die die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass die Pflegefamilie als aktiv gestaltender Part keine nachhaltige alternative Sozialisationspraxis entwickeln kann. Diese Kriterien sind die Nicht-Anerkennung der doppelten Elternschaft mit der Folge exklusiver Beziehungsansprüche, eine nicht funktionierende Zusammenarbeit zwischen den beiden Elternsystemen und biografische Erfahrungen von Pflegeeltern.

3.1.1 Die Ablehnung der doppelten Elternschaft mit der Folge exklusiver Beziehungsansprüche beider Elternsysteme

Das Vorhandensein von zwei Elternpaaren ist konstitutiv für Pflegeverhältnisse. Jedes Pflegekind verfügt über eine leibliche Mutter und einen leiblichen Vater. Daneben gibt es als sozialisatorische Besonderheit noch soziale Eltern, die als zweite primäre Sozialisationsinstanz fungieren und dann besondere Bedeutung für das Kind erlangen können, wenn es ihnen gelingt, dem Kind Alternativerfahrungen zu ermöglichen.

Die Wahrscheinlichkeit, dass diese Erfahrungen gemacht werden können, wird geringer, wenn es zum Nicht-„Einschluss der Ausgeschlossenen“ (Luhmann, 2004, 251) kommt. Die Pflegepersonen schränken ihre Handlungsmöglichkeiten ein oder schwächen ihre sozialisatorische Wirkung gegenüber dem Pflegekind, wenn sie gegenüber den zentralen Bezugspersonen des Herkunftsmilieus eine habituell ablehnende bzw. ausschließende Haltung einnehmen (vgl. z. B. Minuchin, 2000; Gehres, 2005; Hildenbrand & Gehres, 2003, 2005). Diese ausschließende Praxis der Pflegeeltern kann sich im Einzelnen in folgenden Handlungsweisen zeigen:

- in einer geringen Bereitschaft der Pflegepersonen, sich mit den Herkunftseltern und dem Herkunftsmilieu auseinander zu setzen;
- in einem Allzuständigkeitsanspruch mit der Folge eines hohen Verantwortungsdrucks hinsichtlich der weiteren Sozialisation des Pflegekindes;

- in einer nicht situations- und themenbezogenen Disqualifizierung des Handelns von Herkunftseltern;
- in einer Orientierung an *einem* Pflegeelternkonzept (entweder dem Ersatz- oder Ergänzungsfamilienkonzept);
- in einer wenig selbstreflexiven Erziehungspraxis und
- in einer eingeschränkten Bereitschaft bei Problemen in der Familie fachliche Beratung, Unterstützung oder Begleitung in Anspruch zu nehmen.

Prototyp einer solchen pflegefamilialen Praxis ist, wie ein Pflegevater unseres Samples dies ausdrückt, die habituelle Haltung des „Gutmenschen ... so nach dem Motto jetzt sind wir doch so gute Eltern, wie kann ein Kind nur andere Eltern uns gegenüber vorziehen“. In solch einem Habitus von Pflegepersonen steckt ein Potenzial, das Alternativerfahrungen von Pflegekindern während ihres Aufenthaltes in der Pflegefamilie erheblich einschränkt oder gar verunmöglicht, denn die Gefahr einer vorzeitigen Beendigung des Pflegeverhältnisses wird erhöht (vgl. z. B. die Ergebnisse von Erzberger, 2003, zitiert bei Blandow, 2004, S. 133ff.). Darüber hinaus fördert die Haltung des „Gutmenschen“ den Erwartungsdruck aufseiten der Pflegepersonen und Zugehörigkeits- und Loyalitätskonflikte aufseiten des Kindes werden gesteigert. Eine Sozialisationspraxis von Herkunftseltern nicht mehr unter dem normativen Diktat von entwicklungsfördernd und entwicklungsschädigend zu betrachten kann die Handlungs- und Einflussmöglichkeiten der Pflegepersonen erweitern. Eine habituelle Offenheit von Pflegepersonen bzw. nach Faltermeier (2001) auch der Jugendhilfebehörden gegenüber dem Herkunftskontext ist seinen Ergebnissen gemäß (vgl. Faltermeier 2001, 2003, S. 166ff.) eine wichtige Voraussetzung, um Restabilisierungsprozesse des herkunftsfamilialen Systems einleiten zu können.

Die Alternative für Pflegepersonen besteht darin, die oben beschriebenen Strukturen von herkunftsfamilialen Sozialbeziehungen mit ihren besonderen Solidaritätsverhältnissen anzuerkennen und auf eine wie auch immer im konkreten Fall ausgeformte Ersetzung dieses gerahmten Systems Herkunftsfamilie zu verzichten. Denn der Anspruch von Pflegeeltern, mit Beginn der Fremdunterbringung die alleinige primäre Sozialisationsinstanz für das Pflegekind zu verkörpern, bedeutet eine nicht einlösbare Präention bzw. die Negierung des fundamentalen existenziellen Faktums, dass jedes Kind nur eine leibliche Mutter und einen leiblichen Vater hat.

Jenseits dieses Anspruches können Pflegepersonen jedoch als ein anders rahmendes Familiensystem, als eine Familie „eigener Art“ (vgl. zu diesem Konzept Gehres, 2005) nachhaltigen Einfluss auf die Sozialisation ihres Pflegekindes nehmen.

Wenn jedoch Herkunftseltern und vor allem Pflegeeltern dennoch einen exklusiven Anspruch hinsichtlich der Zugehörigkeit des Kindes erheben, dann ist eine Folge davon die Intensivierung von Loyalitäts- und Zugehörigkeitskonflikten beim Kind. Im ungünstigsten Fall bedeutet das die weitgehende Einschränkung von Solidarität durch die leiblichen Eltern. Denn das Kind wird letztlich dazu gezwungen, sich für ein Familiensystem zu entscheiden: entweder für das rahmende System Pflegefamilie oder sein gerahmtes System, seine Herkunftsfamilie. Da die Mitglieder der Herkunftsfamilie lebenslang miteinander verbunden sind (vgl. die Ausführungen oben), bedeutet eine eindeutige Entscheidung zugunsten der Pflegeeltern den Bruch mit der Ursprungsfamilie oder eine ver-

spätete Ablösung mit der Konsequenz eines verzögerten Identitätsbildungsprozesses. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft wird auch bei einem Kontaktabbruch in Bezug auf den Herkunftskontext und der weitgehenden Integration in die Pflegefamilie nicht aufgehoben, sondern lediglich verzögert. Das hängt mit generativen Verstrickungen und Bindungen zusammen, wie sie schon lange in der familientherapeutischen Forschung bekannt sind (vgl. z. B. Boszormenyi-Nagy, 2001; Imber-Black, 2000). Eine weitere Gefahr bei nicht bestehenden Kontakten oder die Vermeidung der kognitiven Auseinandersetzung mit der Ursprungsfamilie während des Pflegeverhältnisses ist aus der psychoanalytischen Forschung und Therapiepraxis bekannt, nämlich Prozesse der Idealisierung von Herkunftseltern (vgl. z. B. Frommknecht-Hitzler, 1994, S. 30ff.). Wenn das Pflegekind über keine sinnlich erfahrbaren oder zumindest durch Dokumente, Geschichten, Erinnerungen, Bilder u. ä. vermittelte Vorstellungen von seinen Herkunftseltern verfügt, dann steigt die Wahrscheinlichkeit, dass den leiblichen Eltern in Form von erhöhenden Fantasien besondere Kompetenzen und Leistungen quasi virtuell zugeschrieben werden. Dieser Prozess der Idealisierung wird vorzugsweise in solchen Lebenssituation vom Kind praktiziert, wenn seine Pflegeeltern vermehrte Ansprüche stellen und von ihm einfordern. In unserer eigenen Studie zeigt sich in der Rekonstruktion eines Falles eine verspätete Annäherung an die eigene Kindheit (Dieter Werner beginnt im 32. Lebensjahr seine leiblichen Eltern kennen zu lernen).

3.1.2 Problematische Zusammenarbeit zwischen den beiden Familiensystemen

Ein weiterer Sozialisationsbereich, der die Erfahrung einer anderen Sozialisationspraxis für das Kind erschweren kann, betrifft die konkrete Gestaltung des Beziehungsdreieckes Herkunftsfamilie-Kind-Pflegefamilie bzw. formal betrachtet die Regelung der Besuchskontakte und -zeiten.

Hier reicht das Spektrum der Möglichkeiten von einer funktionierenden, d. h. wechselseitig unterstützenden, auch mit affektiven Anteilen besetzten Beziehung (vgl. z. B. Minuchin u.a., 2000, S. 138ff.; Faltermeier, 2001, S. 114ff.; De la Camp, 2001, S. 109ff.) über regelmäßig stattfindende, ausschließlich spezifisch gerahmte Beziehungen bis hin zu einer nicht funktionierenden oder wenig praktizierten Zusammenarbeit. Der letzte Fall ist im Zusammenhang mit diesem Aufsatz der entscheidende. Wenn es zwischen den am Pflegeverhältnis beteiligten Institutionen Herkunftsfamilie, Jugendhilfebehörde, Pflegefamilie und gegebenenfalls freiem Träger selten oder nie zu ausführlichen Gesprächen und einem regelmäßigen Informationsaustausch kommt, dann erhöht sich die Chance einer vorzeitigen Beendigung des Pflegeverhältnisses, weil Alternativenverfahren in der Pflegefamilie für das Kind nicht sozialisationsfördernd vermittelt werden. Diese Praxis kann sich auf alle Phasen einer Unterbringung beziehen, einschließlich der Vorbereitung potenzieller Pflegepersonen. Auch zu diesem Aspekt finden sich in der Studie von Faltermeier (2001) eine ganze Reihe von Beispielen. Folgende Praktiken können Ausdruck dieser problematischen Formen von Zusammenarbeit zwischen den beteiligten Institutionen Herkunftsfamilie, Pflegefamilie und Jugendhilfebehörde sein:

- wenig verbindliche Absprachen;
- ein seltener fachlicher Austausch der beteiligten Akteure zwischen den Hilfeplangesprächen bei kritischen Entwicklungen;

- hohe Anforderungen an die Veränderung der Lebensbedingungen der Herkunftsfamilie (vgl. z. B. auch Faltermeier, 2001, 2003) und
- die Reduzierung der Rolle der Jugendhilfebehörde am Pflegeverhältnis auf einen Verwaltungsakt, statt eine aktive Begleitung des Neustrukturierungsprozesses mit allen beteiligten Akteuren, einschließlich des Herkunftskontextes, in die Wege zu leiten.

3.1.3 Biografische Erfahrungen und Verstrickungen von Pflegepersonen als Potenzial oder Einschränkung von sozialisatorischen Alternativerfahrungen

Ein weiterer möglicher Bereich für strukturelles Scheitern stellen Bedingungen dar, die mit der eigenen biografischen Erfahrung und Entwicklung von Pflegeeltern zusammenhängen. Diese rühren aus der eigenen generativen Einbettung her und können wie bei allen Familien über Generationen hinweg sowohl in Form von Generationslagen (vgl. Mannheim, 1964, S. 522ff.), bedingten Faktoren als auch in Form von latenten Botschaften, Aufträgen (vgl. z. B. Stierlin, 1980; Hoffman, 1987) oder familienspezifischen Maximen wirksam sein. Diese Faktoren vermögen sowohl das Scheitern als auch das Gelingen von Pflegeverhältnissen zu befördern. So können z. B. generative Verstrickungen von Generationsangehörigen während der Zeit des Nationalsozialismus vorgefunden werden, die als latente Motive für die Aufnahme von Pflegekindern im Sinne der Sühne von familialer Schuld bei Mitgliedern in der nachfolgenden Generation fungieren.

Weiterhin sind auch das Erleben von Brüchen aufseiten der Pflegepersonen und als deren zentraler Folge lebensgeschichtliche Neuorientierungen imstande, Faktoren darzustellen, die für die Gestaltung einer längerfristigen Pflegebeziehung insofern sehr wichtig sein können, weil in diesem Falle die Pflegepersonen die Lebenssituation ihres Pflegekindes in der Übergangsphase differenzierter wahrnehmen und begleiten können. Das Verständnis für die Anfangsschwierigkeiten einer Pflegebeziehung ist tendenziell größer, wenn Pflegeeltern über eigene, auch affektive Erfahrungen in solchen Lebensphasen verfügen (vgl. z. B. Gehres, 2005).

Einen ähnlichen Stellenwert können herkunftsfamiliär vermittelte Orientierungsmuster bei Pflegepersonen für das Gelingen bzw. Nicht-Gelingen von Pflegeverhältnissen spielen. So wird z. B. der von einer Pflegeperson in der eigenen Sozialisationsgeschichte erfahrene „Laissez-faire-Erziehungsgrundsatz“ „im Zweifel wird es gut gehen, weil Kinder Selbstlernpotenziale haben“ oder die selbst erlebte soziale Wertschätzung von Kindern als zentralen Gliedern gesellschaftlicher Strukturen auf den Umgang mit Pflegekindern übertragen und praktiziert.

3.2 Das pflegefamiliale Milieu als Ressource oder Behinderung von Alternativerfahrungen

Der Sozialraum der Pflegeeltern, insbesondere das erweiterte, außerfamiliäre soziale Umfeld kann erheblich zum Scheitern oder Gelingen von Pflegeverhältnissen beitragen. Bei der „Milieupflege“ (vgl. Gehres, 2005, S. 265ff.) geht es um die zusätzlichen, nicht von der Triade unmittelbar abhängigen Leistungen des rahmenden Systems. Dieser Sachverhalt ist bisher nicht nur in der sozialpädagogischen Diskussion in diesem Bereich, sondern auch in der Soziolo-

gie und ihrer „Vernachlässigung des Raumes“ (Schroer, 2006, S. 20) wenig beachtet worden. So können in all unseren Fallrekonstruktionen die Sozialisationsfördernden Effekte durch moderne Varianten der Lebensform des „ganzen Hauses“ (Otto Brunner) nachgewiesen werden (Bauernhof, Pfarrhaus, multilokale Mehrgenerationenfamilie). Das Leben auf einem Bauernhof und die Ausrichtung vieler alltäglicher Lebenspraxen an dieser Produktions- und Lebensweise bedeutet z. B. für die in solch einem rahmenden System lebenden Pflegekinder, dass auch ihr Tagesablauf und ihre Alltagsstruktur in erheblichen Maßen in die Anforderungen und Notwendigkeiten dieser Lebensweise eingebunden sind. Diese Erfahrungen entfalten sozialisatorische Wirkungen durch ihre nichtpädagogische Struktur, d. h. Initiator der Regeln und Pflichten sind nicht die Pflegeeltern als zuständige Bezugspersonen, sondern die Zwänge der Alltagsbewältigung. Häufig werden diese milieuspezifischen Effekte noch durch die sozialräumliche Distanz gegenüber dem näheren sozialen Umfeld verstärkt, wenn z. B. das Haus der Pflegepersonen als Aussiedlerhof angelegt ist. Schichtspezifische Freizeitaktivitäten können ebenso zum Gelingen und Misslingen des Pflegeverhältnisses beitragen. Da die meisten Pflegefamilien heutzutage – sozialstrukturell betrachtet – der Mittelschicht zugerechnet werden müssen (vgl. z. B. Blandow, 2004, S. 129ff.), sind Pflegekinder, die ebenso häufig aus der Unterschicht bzw. aus Multiproblemfamilien stammen (vgl. z. B. ebenda, S. 123ff.) mit zwei ganz unterschiedlichen Sozialisationsmilieus konfrontiert. Darin können – wie eben beschrieben – Möglichkeiten für das Gelingen, aber auch Potenziale für das Scheitern liegen, insbesondere dann, wenn Pflegepersonen sich nicht gegenüber dem Herkunftsmilieu ihrer Pflegekinder und den dort gelebten Werten, Normen, Orientierungen, Praktiken und familiären Kohäsionsmustern öffnen können, indem sie Verständnis und Toleranz dafür aufbringen.

3.3 Die Attraktivität des Herkunftskontextes

Die Auseinandersetzung mit den biografischen Wurzeln ist ein häufig beschriebenes empirisches Phänomen, die Pflege- und Adoptivkinder gleichermaßen betreffen (vgl. z. B. Cameron, 2002; Swientek, 2001). In der Entwicklungspsychologie gilt sie als eine zentrale Entwicklungsaufgabe während der Adoleszenz im Übergang zum Erwachsenenstatus (vgl. z. B. Erikson, 2002). Darüber hinaus zeigen Forschungen in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus, dass die Herstellung von Identität als Balanceakt gedacht werden muss. „Nicht Inhalte machen diese Identität aus, sondern bestimmt wird sie durch die Art, das Verschiedenartige, Widersprüchliche und Sich-Verändernde wahrzunehmen, es mit Sinn zu füllen und zusammenzuhalten. Da Menschen im Laufe ihres Lebens in neue Situationen geraten, müssen sie Balancen immer wieder neu tarieren.“ (Krapppmann, 1997, S. 81) Um einen kohärenten Identitätsentwurf in unserer Kultur der tendenziellen „De-Institutionalisierung des Lebenslaufregimes“ (Kohli, 1988, S. 42ff.) entwickeln zu können, bedürfen junge Erwachsene der Aufarbeitung ihrer biografischen Geschichte, die zuweilen bereits vor dem Akt der Zeugung beginnt, wenn familiäre Muster intergenerationell tradiert werden. Die Familie gilt deshalb als die zentrale Sozialisationsinstanz in unserer Gesellschaft, weil hier am ehesten die Grundlagen von Sozialität ausgebildet werden können. Die Abstammung der Pflegekinder und ihre lebenslange Verbundenheit implizieren die Notwendigkeit einer

zumindest periodisch auftretenden Auseinandersetzung mit dem eigenen Herkunftskontext. Daher gewinnt das Identitätsfeld Herkunftsfamilienkontext u. a. seine Attraktivität für Pflegekinder, wenngleich die damit verbundenen Erinnerungen, Geschichten und Ereignisse ihnen häufig ein hohes Maß an Ambiguitätstoleranz abverlangen.

Wenn die Unterbringung in einer Pflegefamilie gegen den Willen der Herkunftsfamilie z. B. infolge von Sorgerechtsentzug erfolgt und diese Ursprungsfamilie exklusive Ansprüche stellt, dann kann diese Haltung dazu führen, dass das Pflegekind den auftretenden Loyalitäts- und Zugehörigkeitskonflikt zugunsten seines gerahmten Systems löst und zu seiner Ursprungsfamilie zurückkehrt. Das Risiko des „Scheiterns“ im Sinne geringer sozialisatorischer Attraktivität tritt dann vermehrt auf, wenn die Jugendhilfebehörde die nach dem KJHG geforderte Unterstützung der (Rest)Herkunftsfamilie nach der Fremdunterbringung nicht aktiv betreibt, wovon in der Praxis bisher mehrheitlich auszugehen ist (vgl. hierzu die Studien von Faltermeier 2001, 2003).

4. Vorläufiges Fazit

Ich habe versucht, die Thematik von scheiternden Pflegeverhältnissen durch eine sozialisationstheoretische Perspektive von ihrem bisherigen reduktionistischen Verständnis zu befreien. Dabei habe ich Anchlüsse an die Handlungstheorie in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus einerseits und einer strukturalen Sozialisationstheorie andererseits vorgenommen. Insbesondere die sozialisationsfördernden Komponenten von Krisen (vgl. Oevermann, 2004) lassen die vorzeitige Beendigung von Pflegeverhältnissen in einem neuen Licht erscheinen und relativieren das bisherige Verständnis von Scheitern als prinzipiell traumatisches bzw. die biografische Entwicklung einschränkendes Ereignis. Die vorzeitige Beendigung eines Pflegeverhältnisses verweist zum einen darauf, dass das rahmende System der Pflegefamilie keine wirksame Alternative zum Herkunftskontext herstellen konnte. Zum anderen bietet der Abbruch aber auch die Chance, diese bisher wirkungslose Alternative in einer anderen Pflegefamilie oder einer stationären Einrichtung zu entwickeln.

Die Gründe für vorzeitige Beendigungen können sehr vielschichtig sein. Daher kann z. B. eine schnelle Beendigung des Pflegeverhältnisses bei einem hohen Grad an exklusiven Ansprüchen beider Elternsysteme als eine Befreiung vom Kind erlebt werden, weil damit seine Zugehörigkeits- und Loyalitätskonflikte sich vermindern. Als Schlussfolgerung ergeben sich daher heuristische Prinzipien, die am ehesten garantieren, dass Pflegefamilien in ihrer Sozialisationspraxis ein alternatives Sozialisationsmodell für Pflegekinder entwickeln können. An erster Stelle ist hier die Minimierung der Rivalität zwischen den beiden Familiensystemen zu nennen. Die besten Voraussetzungen für das Gelingen von Pflegeverhältnissen sind dann gegeben, wenn die beiden Familiensysteme nicht um das Kind kämpfen bzw. exklusive Ansprüche erheben, sondern kooperieren. Kooperation bedeutet nicht, dass es unbedingt zu regelmäßigen persönlichen Begegnungen kommen muss. Wesentlicher sind die wechselseitige Aufgeschlossenheit als habituelle Folie und der Respekt zwischen den rahmenden und gerahmten Familiensystemen. Für die Pflegefamilie als rahmendem System und damit als Initiator alternativer Sozialisationspraxis erweist sich eine gegenüber dem Herkunftsmilieu aufgeschlossene Grundeinstellung lang-

fristig günstiger für den Sozialisationsverlauf als eine konfrontative. Pflegeeltern müssen bzw. können nicht die besseren Eltern sein. Vielmehr sind sie zentrale Bezugspersonen, die jenseits des Anspruchs, Eltern für das Kind zu sein, relevante sozialisatorische Beiträge zur Autonomiebildung und zum Gelingen beizutragen imstande sind. Dazu entwickeln sie in der Alltagspraxis eine „unbedingte Solidarität bis auf weiteres“ (vgl. Hildenbrand u.a., 2005). Umgekehrt erhöhen sie die Chancen des Misslingens, wenn sie versuchen die Eltern des Pflegekindes zu ersetzen (was nicht möglich ist) und beim Kind Zugehörigkeits- und Loyalitätskonflikte nähren. Dann steigt die Gefahr, dass das Kind letztlich das alternative Sozialisationsangebot der Pflegefamilie ablehnen muss, um nicht die affektive und unbedingte Solidarität seiner Herkunftsfamilie dauerhaft zu verlieren. Pflegefamilien können die Widerstandskräfte (Resilienz) bei ihrem Pflegekind dann am besten stärken, wenn sie dem Kind die möglichst breite Nutzung seiner persönlichen und sozialen Ressourcen ermöglichen. Dazu gehören aber auch der Herkunftskontext, das erweiterte soziale Umfeld bzw. die vielfältigen Milieus, in denen sich Kinder und Jugendliche bewegen.

Zusammenfassend bedeutet daher Scheitern in Pflegeverhältnissen eine Neubewertung des bisherigen Sozialisationsprozesses unter Beachtung des Faktums, dass mit Scheitern ein Sachverhalt bezeichnet wird, der vergleichende Bezugsgrößen benötigt (wie z. B. das gerahmte und das rahmende Familiensystem) und damit relational, perspektivenabhängig und interessengeleitet ist. Dieser Zusammenhang sei abschließend noch einmal benannt: Das primäre Interesse der Jugendhilfebehörde ist die Kontrolle über die Umversehrtheit des Kindes nach innen und die Legitimation ihres Handelns nach außen. Bei der Pflegefamilie liegt das primäre Interesse in der Ermöglichung alternativer triadischer Sozialisationsprozesse und der Gewährleistung eines dementsprechenden Sozialisationsmilieus. Das primäre Anliegen von Herkunftsfamilien besteht darin, ihre legitimen Rechte als diffuses Sozialsystem zu wahren und dafür einzutreten, dass ihre Elternschaft auch sozial anerkannt bzw. schlimmstenfalls nur zeitlich befristet als „verwirkt“ (Faltermeier, 2001) wahrgenommen wird. Im primären Interesse des Kindes liegt dagegen ein sozialisatorisches Milieu auf der Basis von zwei primären Sozialisationsinstanzen mit jeweils unterschiedlich strukturierten und ausgebildeten Ressourcen.

Literatur

- Blandow, J. (2004). *Pflegekinder und ihre Familien. Geschichte, Situation und Perspektiven des Pflegekinderwesens*. Weinheim und München: Juventa.
- Boszormenyi-Nagy, I. & Spark, G. M. (2001). *Unsichtbare Bindungen. Die Dynamik familiärer Systeme* (7. Auflage). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Buchholz, M. B. (1993). *Dreiecksgeschichten. Eine klinische Theorie psychoanalytischer Familientherapie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Cameron, T. (2002). *Foster Care Odyssey. A Black Girl's Story*. Jackson: University Press of Mississippi.
- De la Camp, C. (2001). *Zwei Pflegemütter für Bianca. Interviews mit lesbischen und schwulen Pflegeeltern*. Hamburg: Lit-Verlag.
- Epstein, W. M. (1999). *Children Who Could Have Been. The Legacy Of Child Welfare In Wealthy America*. Madison: University of Wisconsin Press.
- Erikson, E. H. (2002). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Faltermeier, J. (2001). *Verwirkte Elternschaft? Fremdunterbringung, Herkunftseltern, neue Handlungsansätze*. Münster: Votum.

- Faltermeier, J. u. a. (2003). *Herkunftsfamilien. Empirische Befunde und praktische Anregungen rund um die Fremdunterbringung von Kindern*. Frankfurt a. M.: Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge.
- Frommknacht-Hitzler, M. (1994). *Idealisierung, Idealbildung und Selbstgefühl. Eine Auseinandersetzung mit den Narzißtheorien Freuds und Kohuts*. Würzburg: Königs- hausen & Neumann.
- Gehres, W. (2003). Literaturbericht – Komplexität als Qualitätsmerkmal. Neuere Studien zur Sozialisation in Heim und Pflegefamilie. *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau*, 46, 5-19.
- Gehres, W. (2005). Jenseits von Ersatz und Ergänzung. Die Pflegefamilie als eine andere Familie. *Zeitschrift für Sozialpädagogik*, 3, 246-271.
- Hildenbrand, B. & Gehres, W. (2005). *Die Genese von sozialisatorischen Kompetenzen in der Pflegefamilie: Salutogenese und Resilienz*. Abschlussbericht an die DFG (unter bruno.hildenbrand@uni-jena.de erhältlich).
- Hildenbrand, B. & Peter, C. (2002). *Familiengeschichtliche Gespräche zur Rekonstruktion der Entwicklungsdynamik von Krankheiten*. In D. Schaeffer und G. Müller-Mundt (Hrsg.), *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung* (247-268). Bern, Göttingen, Toronto, Seattle: Verlag Hans Huber.
- Imber-Black, E. (2000). *Die Macht des Schweigens. Geheimnisse in der Familie*. München: dtv.
- Joas, H. (2000). *Praktische Intersubjektivität. Die Entwicklung des Werkes von G. H. Mead*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Junge, M. & Lechner, G. (Hrsg.) (2004). *Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lang, H. (1986). *Die Sprache und das Unbewusste. Jacques Lacans Grundlegung der Psychoanalyse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Levi-Strauss, C. (1984). *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (2004). Takt und Zensur im Erziehungssystem. In N. Luhmann, *Schriften zur Pädagogik*, Herausgegeben und mit einem Vorwort von Dieter Lenzen (S. 245-259). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kohli, M. (1988). Normalbiographie und Individualität. Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In H. G. Brose & B. Hildenbrand, *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende* (S. 33-54). Opladen: Leske+Budrich.
- Kraimer, K. (2000). Die Fallrekonstruktion – Bezüge, Konzepte, Perspektiven. In K. Kraimer (Hrsg.), *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung* (S. 23-57). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Krappmann, L. (2000). *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Krappmann, L. (1997). Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht. In H. Keupp & R. Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S. 66-92). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mannheim, K. (1964). *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*. Eingeleitet und herausgegeben von Kurt H. Wolff. Berlin, Neuwied: Luchterhand.
- Mead, G. H. (2005). *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Minuchin, S. u.a. (2000). *Verstrickt im sozialen Netz. Neue Lösungswege für Multi-problem-Familien*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Morgenroth, O. & Schaller, J. (2004). Zwischen Akzeptanz und Abwehr: Psychologische Ansichten zum Scheitern. In M. Junge & G. Lechner (Hrsg.), *Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens* (S. 181-198). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Nave-Herz, R. (2003). Eine historisch-soziologische Analyse zum Begriff Kindeswohl.

- In C. Kaufmann u.a (Hrsg.), *Kindeswohl. Eine interdisziplinäre Sicht* (S. 75-83). Chur (Schweiz), Ruediger.
- Nave-Herz, R. (2004). *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde*. Weinheim und München: Juventa.
- Oevermann, U. (2004). Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung. In D. Geulen & H. Veith (Hrsg.), *Sozialisationstheorie interdisziplinär. Aktuelle Perspektiven* (S. 155-181). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Parsons, T. (1981). *Sozialstruktur und Persönlichkeit*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Rosenbaum, H. (1996). *Formen der Familie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schroer, M. (2006). *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raumes*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Stierlin, H. (1980). *Eltern und Kinder. Das Drama von Trennung und Versöhnung im Jugendalter*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Swientek, C. (2001). *Adoptierte auf der Suche.....nach ihren Eltern und nach ihrer Identität*. Freiburg im Breisgau: Herder spektrum.
- Wagner, H. J. (2004). *Sozialität und Reziprozität. Strukturelle Sozialisationstheorie I*. Frankfurt a. M.: Humanties Online.
- Welter-Enderlin, R. & Hildenbrand, B. (1998). *Gefühle und Systeme. Die emotionale Rahmung beraterischer und therapeutischer Prozesse*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Welter-Enderlin, R. & Hildenbrand, B. (2004). *Systemische Therapie als Begegnung*. 4., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Wohlwend, L. & Honegger, A. (2004). *Gestohlene Seelen. Verdingkinder in der Schweiz*. Frauenfeld, Stuttgart, Wien: Huber (Schweiz).
- Zahlmann, S. & Scholz, S. (Hrsg.) (2005). *Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Dr. phil. Walter Gehres, Diplom-Soziologe, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Soziologie, Carl-Zeiß-Str. 2, 07743 Jena, E-Mail: walter-gehres@uni-jena.de

Eingereicht: 01.03.2006

Überarbeitet angenommen (submitted paper): 13.06.2006